

Fünf Töne

Leise Klavierklänge drangen durch die hölzernen Dielen in das kleine kahle Zimmer. Es war nur bestückt mit einem Bett samt zerknautschter Daunendecke und einem wacklig aussehenden Tisch aus rötlichem Buchenholz mit passendem Hocker davor.

Verträumt kitzelte der Junge mit der Feder auf sein Blatt, ihm waren die Ideen ausgegangen. Eigentlich wollte er schreiben und die Feder ausprobieren, die der Großvater geschenkt hatte. Eine Pfauenfeder, gekauft bei *Francois et fils* einem der renommiertesten Läden des ganzen Landes. Doch statt Gedanken waren da nur Töne in seinem Kopf. Gold und Senfgelb, Zinnoberrot und Purpur, Bordeaux und Terrakotta. Seit Tagen fragte er sich, wer dort nachmittags immer so schön spielte, auch wenn er die Musik, pragmatisch betrachtet, aufs Tiefste verachtete, schließlich wollte er doch schreiben und sich nicht ablenken lassen. Morgen, dachte er sich, während er die braunen Strähnen aus dem Gesicht strich, morgen werde ich hochgehen und klopfen. Morgen werde ich wissen wer da spielt.

Kutschen ruckelten über die Straße, Schneematsch spritzte auf das Kopfsteinpflaster, Pferde wieherten und Menschen schrien. Die Sonne schenkte ihnen ihre ersten morgendlichen Strahlen. Emilie drängte sich durch die ungeordneten Reihen der Marktstände, der Saum des Kleides verschmutzt, den Schal bis über die Nase gezogen. Es war kalt. Es war Februar. Geschwind bahnte sie sich einen Weg durch die dicht an dicht stehenden Menschen. Mädchen wie sie wurden fast nie beachtet. Es war ein Leichtes sich irgendwo in die Schlange vor den Ständen zu stellen, um nur eine möglichst kurze Zeit anstehen zu müssen. Sie reihte sich unauffällig neben einen grau gekleideten Herrn ein, die Mütze tief ins Gesicht gezogen. Da wurde sie von hinten angetippt. Dort stand ein Junge in langem braunen Mantel. Vielleicht sechzehn, so wie sie selbst. „Warum stehst du hier vorne? Die Schlange fängt dort hinten an.“ Er lächelte verschmitzt und schob sich an ihr vorbei. „Theo, heiße ich.“ Dann drehte er sich um und kaufte, vor Lebensfreude sprühend, einen Laib Käse. Emilie stutzte, doch ehe sie etwas sagen konnte, verschwand er, samt seinem Käse, schon neckisch lächelnd in der Menge. „Emilie bin ich!“, rief sie ihm hinterher, dann wandte sie sich mürrisch an die Verkäuferin. „Einmal voll bitte.“, nuschelte sie. Der Frau hinter dem Tresen hielt sie eine Milchkanne aus Stahlblech hin. Die grummelte irgendwas vor sich hin, befüllte den Krug und knallte ihn auf den Tresen, dass es schepperte. Schnell schnappte Emilie sich die Kanne legte ein paar Münzen auf die Theke und bahnte sich ihren Weg durch das Durcheinander von Menschen, Pferden und Unrat.

Bis nach Hause war es nicht weit, man musste nur in eine kleine Nebenstraße abbiegen. Dort konnte man dann schon das alte, schick mit Stuck verzierte Reihenhäuser sehen. Sie wohnte mit ihren Eltern im zweiten Stock, Papa hatte eine Fabrik, so konnten sie sich die Wohnung gerade so leisten. Ansonsten hatten alle Bewohner des Hauses nur edle Sachen an und es kam vor, dass sie erst die Treppe hinunter ging, wenn niemand mehr zu hören war, um sich nicht zu schämen. Sie stellte die Milchkanne ab und stieß die große grüne Tür auf. Ihre Gedanken schweiften wieder zu dem Jungen auf dem Markt. Sie ärgerte sich darüber, dass er sie erwischt hatte, wie sie sich vorgedrängelt hatte. Oben angekommen, machte ihr die Mutter auf. Als sie ihr half die Wäsche zu waschen, verlor sie den Jungen im braunen Mantel schon wieder aus dem Gedächtnis.

Die Kirchuhr schlug fünf, als der Junge den Mut fasste die Treppe hinunterzugehen. Das Klavierspiel hatte begonnen, die harmonischen Töne hallten durch das ganze Haus. Vor der Tür in der zweiten Etage blieb er stehen, die Augen geschlossen, ein tiefes Atmen. Dann

setzte er die Hand an, um an das Holz der Tür zu klopfen. Fünf dumpfe Töne. Stille. Ein Atemzug. Das Öffnen der Tür.

Ein von Locken umrahmtes Gesicht schaute ihm entgegen. Es gehörte einer älteren Frau, die herzlich lächelte. Er erklärte sein Anliegen und sie führte ihn in die spärlich eingerichtete Wohnung. „Emilie, Besuch für dich!“, rief sie. Und dem Jungen stockte der Atem. *Emilie*. Er ließ sich den Namen auf der Zunge zergehen. Er hatte ihn heute schon einmal gehört. Auf dem Markt. Ein Mädchen mit rötlichen Locken und strahlend braunen Augen öffnete ihm die Tür. Das war sie. Er lächelte. Dann ließ die Frau sie allein.

„Was machst du hier? Ich hatte keinen Besuch erwartet. Doch irgendwie kommst du mir bekannt vor.“ Sie sah ihn fragend an. „Theo, mit Verlaub, dein Nachbar, und ich glaube wir sind uns heute schon auf dem Markt begegnet.“ Sie verzog keine Miene und schaute ihn weiterhin an. Schnell strich er sich eine braune Strähne aus dem Gesicht. Dann fuhr er fort: „Um deine Frage zu beantworten, ich höre jeden Abend dein Klavierspiel und ich habe mich gefragt, wer es ist, der so lieblich spielt.“ Ein Lächeln umspielte Emilies Lippen. Theo räusperte sich und sie ließ sich wieder auf den Hocker fallen. „Das ist lieb, ich habe schon Angst gehabt, die Nachbarn nervt es, wenn ich spiele.“ Sie legte ihre Hände auf die Tasten, aber anstatt sie anzuschlagen, sprach sie leise weiter. „Nun, die Musik gibt mir Kraft alles durchzustehen, weißt du, meine Mutter hat mich damals zur Adoption freigegeben. Seitdem bin ich hier, vor zwei Jahren habe ich es erfahren. Ich habe keine Möglichkeiten meine Fragen zu stellen, ich möchte Mutti und Vati nicht enttäuschen. Unter den Umständen werde ich meine leibliche Mutter wohl bald selbst aufsuchen müssen. Ich denke zu viel über alles nach. In der einen Stunde am Tag kommen meine Gedanken endlich zur Ruh.“ Mit ihren letzten Worten sackte sie immer weiter in sich zusammen. „Warum erzählst du mir das? Wir kennen uns doch gar nicht.“ Emilie zuckte mit den Schultern. Stille. Schließlich räusperte Theo sich und fing mit brüchiger Stimme an zu sprechen: „Das tut mir natürlich leid, mit deiner Mutter. Meine Gedanken wollen öfters auch nicht aufhören. Ich schreibe sie auf. Das ist meine Art.“ Er hatte nun das Gefühl ihr auch etwas anvertrauen zu müssen. „Was schreibst du denn?“, fragte Emilie. Stille. „Gedichte.“ Dort standen sie beide, seltsam klein unter der Last der jeweiligen Worte, unfähig etwas zu sagen. „Nun“, wisperte Theo, „weißt du, ich saß gestern in meinem Zimmer und wollte schreiben, dann fängst du an zu spielen und mein Kopf war plötzlich leer. Ich habe die Töne gesehen. Sie waren bunt. So schön.“ Eine Stille legte sich über seine Worte. Leichte fließende Noten durchbrachen sie. Theo schloss die Augen, seine Hand ruhte auf dem hölzernen Klavier. Emilies Finger flogen über die Tasten. Auf ihrem Gesicht ruhte ein Lächeln. Sie wünschte sich das dieser Moment nie endete. Es war ein besonderes Gefühl für jemanden zu spielen, der nicht man selbst war. Für jemanden, der sie verstand. Für jemandem, dem es manchmal genauso ging wie ihr. Es war ein Gefühl, was sie nicht loslassen wollte. Ihre Töne, die sie in den verschiedensten Variationen spielte, brannten sich in Theos Kopf. Zinnoberrot, Purpur und Violett, Gold und Terrakotta.